

Gernot Heiß

»Eine Kette von Begebenheiten« – 996/1996

Für die Schenkung von 30 Königshufen bei Neuhofen an der Ybbs an das Bistum Freising stellte die kaiserliche Kanzlei Ottos III. am 1. November 996 in Bruchsal im heutigen Baden-Württemberg vermutlich ein Blankett aus. Das war, erläutert Alphons Lhotsky, »ein Blatt Pergament im üblichen Urkundenformat«, das lediglich die letzten drei Zeilen mit der Datierung enthielt. Der eigentliche Text sei »offenbar erst in Freising selbst, und zwar möglicherweise nicht unerheblich später, verfaßt und eingetragen« worden.¹ Da der Text im Unterschied zu diesen drei Schlußzeilen von keinem der bekannten Schreiber der kaiserlichen Kanzlei stammt und da er in seinen Formulierungen einer Urkunde folgt, die Kaiser Otto II. 973 ebenfalls für das Bistum ausgestellt hatte und die wohl nur in Freising eingesehen werden konnte, schloß bereits vor mehr als hundert Jahren »der Altmeister der Urkundenlehre«, Theodor Sickel, auf diesen, zudem nicht einmaligen Vorgang.

Aus seiner Vorlage übernahm der Freisinger Schreiber die Formel zur Kennzeichnung der Region, in der die Schenkung lag, nur daß er den Namen durch den zur Benennung des Gebietes im Osten des Herzogtums Bayern nun gängigen Begriff ersetzte. War 973 erklärt worden, die Schenkung liege »in regione vulgari vocabulo Chreine et in marcha et in comitatu Paponis comitis« (in der Gegend, die in der Volkssprache Krain genannt wird, in der Mark und Grafschaft des Grafen Papo)², so formuliert er nun, Neuhofen sei »in regione vulgari vocabulo Ostarrichi in marcha et in comitatu Heinrici comitis filii Luitpaldi marchionis [...]« – in der Gegend, die in der Volkssprache Ostarrîchi heißt, in der Mark und im Grafschaftsbereich des Grafen Heinrich, Sohn des Markgrafen Leopold.

Die Urkunde hat noch weitere Eigenheiten, weshalb ihre Rechtsgültigkeit bei der Edition in den *Monumenta Germaniae Historica* 1893 noch für »zweifelhaft« galt. So lag der Urkunde über die Schenkung des »neuen Hof« an der Ybbs nachweislich Ende des letzten Jahrhunderts noch das Siegel Heinrichs II. bei, des Nachfolgers Ottos III. (†1002), der im Text der Urkunde als Befürworter der Schenkung und als Herzog Heinrich von Bayern sowie als Vetter des Kaisers genannt ist.

Das Siegel liefert all jenen Argumente, die wie Theodor Sickel meinen, daß eine Vervollständigung und Bestätigung der Urkunde erst nach der Jahrtausendwende und nach dem Tod Ottos III. erfolgt sei. Dagegen hat zuletzt Heinrich Appelt darauf hingewiesen, daß sich im Monogramm Ottos III. nicht nur der *Vollzugsstrich* findet, mit dem der Kaiser die Urkunde bestätigte, sondern daß der besonders eingefügte Buchstabe A (aus *imperator*), soweit man um die Eigenheiten des jugendlichen Kaisers weiß, wohl von Otto III. stammen dürfte. Da ein Vollzug im Monogramm durch den Nachfolger aus dem Rechtsdenken der Zeit auszuschließen und ein Vollzug des Blanketts ebenfalls unwahrscheinlich sei, vermutet Heinrich Appelt, Otto III. habe die Urkunde nicht nur eigenhändig bestätigt, sondern auch besiegelt; später sei das

Siegel abgefallen und mißbräuchlich durch den Abdruck des Siegelstempels seines Nachfolgers ersetzt worden.³

Appelt hält es auch für durchaus wahrscheinlich, daß die Urkunde bereits kurz nach der Datierung vervollständigt wurde. Nach der älteren Auffassung, die die Ausführung der Urkunde an den Beginn des 11. Jahrhunderts legt, wäre der Schreiber gar nicht der erste gewesen, der den Namen *Ostarrîchi* in einer überlieferten Urkunde eintrug, denn von Otto III. ist bereits eine am 29. April 998 in Rom vollständig ausgeführte Urkunde erhalten, mit welcher der Kaiser das Gut Nöchling im Yspertal, »in p[ago] quoque Osterriche vocitato«, Herzog Heinrich von Bayern, seinem bereits genannten Vetter und Nachfolger, schenkte.⁴

»Für den Nachweis des Landesnamens Österreich ist diese Unregelmäßigkeit [...] ziemlich belanglos«, so Erich Zöllner 1988, »wenn man sich nicht an ein bestimmtes Datum klammern will«. Der Begriff, der einfach ein Gebiet im Osten meint, findet sich gleich und in ähnlichen Formen oft als Bezeichnung eines Gebiets im Osten des Herzogtums Bayern im Herrschaftsbereich der Babenberger Markgrafen, bis er im 11. Jahrhundert auch schon die Mark und die Grafschaft insgesamt bezeichnet.⁶ Wie sich »oriens«, die lateinische Entsprechung dieses Begriffs, und seine Varianten für Gebiete in diesem Raum bereits Anfang des 9. Jahrhunderts (818) nachweisen lassen, so dürfte *Ostarrîchi* ebenfalls schon früher in Gebrauch gewesen sein. Der Begriff wurde auch anderswo für Gebiete, die im Osten eines Landes lagen, gebraucht. Der elsässische Mönch Otfried von Weißenburg zum Beispiel verwendete *Ôstarrîchi* zur Bezeichnung des ganzen ostfränkischen Reiches jenes Ludwig, den die Historiker »den Deutschen« nennen.⁷ In althochdeutschen Glossaren des 9. Jahrhunderts wird *oriens* mit *ostarrîchi* übersetzt.

Mein kurzer Bericht über diese Entschlüsselungen verborgenster Spuren und Zeichen, über die Leistungen der genannten Historiker und ihre bestechend klare Thesenbildung soll nicht vergessen lassen, daß es mir nicht um die Schenkung von 30 Königshufen geht, sondern, wegen seiner äußeren Übereinstimmung, um den einen Begriff, um das Aufkommen und die Weiterverwendung des Namens Österreich, weil ihn heute die Republik trägt und deshalb ein Tausend-Jahr-Jubiläum feiert. Als Alphons Lhotsky vor 50 Jahren einen Festvortrag hielt, war der Anlaß vergleichbar. Während er zum 950. *Namenstag* über die Verwendung des Namens und seiner Varianten berichtete, will ich im folgenden charakteristische Züge der Geschichtsbilder darlegen, die dieses Gedenken bewirkte.

Mit der Bezeichnung wurde die Urkunde zum »Taufschein«, Neuhofen und der Bezirk Amstetten zur »Wiege Österreichs«⁸ und damit zum Beweisstück einer weit zurückreichenden Existenz Österreichs, des Namens und des Landes. 1946 beschloß die österreichische Bundesregierung, »anlässlich der 950. Wiederkehr des erstmaligen Auftretens des Namens Österreich für unser Land« zur ideologischen Umrüstung der Bürgerinnen und Bürger der wiedererstandenen Republik »eine Feier 950 Jahre Österreich zu veranstalten«. »Zweck« dieser Feier war es, für die Zukunft »eine Stärkung des österreichischen Staatsgedankens nach den jüngstvergangenen Jahren der Fremdherrschaft« zu bewirken, »das Bewußtsein einer Eigenkultur in breitesten Schichten Wurzel« fassen zu lassen.⁹

Motivation für diese Absicht boten die Erfahrungen mit der Diskussion um die *Lebensfähigkeit*

eines eigenständigen Österreich und besonders mit dem Enthusiasmus vieler Österreicherinnen und Österreicher für den *Anschluß* auch an ein nationalsozialistisches Deutschland. Die Feier der erstmaligen Namensnennung vor 950 Jahren schien besonders geeignet, um »das Bekenntnis zu Österreich in den Herzen und in der Gesinnung der breitesten Schichten des Volkes zu verankern«¹⁰, da die Bemühungen einiger NS-Stellen, das Wort Österreich möglichst aus allen öffentlichen Bezeichnungen zu tilgen, in Erinnerung waren, und auch nach der Befreiung häufig als Beispiele für die Unterdrückung Österreichs durch den »deutschen« Nationalsozialismus thematisiert wurden: »Die preußisch-deutschen Nazityrannen wollten Österreich ausradieren, einen tausendjährigen Namen, ein unauslöschliches Ergebnis europäischer Geschichte«, ist 1945 der erste Satz in Ernst Fischers Betrachtungen zur »Entstehung des österreichischen Volkscharakters«.¹¹

Die Geschichte des Namenstagskindes wurde so erzählt, daß die Elemente des nun geforderten kollektiven Selbstbildes – die Wesenszüge, Fähigkeiten und dementsprechenden Aufgaben der Nation – bereits in der Vergangenheit nachzuweisen waren. Der Gemeinschaft wird Zeitlosigkeit und Unvergänglichkeit, ein ewig gleichbleibender *Sinn* verliehen: Am 22. Oktober 1946 sprach Bundespräsident Renner von der »Jahrtausendfeier unseres Bestandes«, von einer territorialen Übereinstimmung der Republik mit dem Herrschaftsbereich der Babenberger (also von Beständigkeit des Staatsgebietes), von der Weltmacht des *Hauses Österreich* und der »Zeit, die den Ausspruch rechtfertigte: *Bella gerant alii, tu felix Austria nube!*« Zur Zeit des habsburgischen Weltreiches im 16. Jahrhundert sei die Bedeutung »des Namens Österreich« am Zenit gewesen, in einer »Wolkenhöhe, unter der Landschaft und Volk von Altösterreich, unsere heutige geographische und nationale Existenz, zur Unbeträchtlichkeit« herabsinke. Der Bundespräsident unterstrich in seiner Rede auch die Rolle Österreichs als »Vorhut und Retterin des Abendlandes«. Nicht auf die Konflikträchtigkeit der Heiratspolitik und der daraus abgeleiteten Erbansprüche wurde eingegangen. Die einstige *Größe* war wert, hervorgehoben zu werden, ebenso der angeblich friedliebende Charakter der habsburgischen Großmacht.¹²

Mit der Kontinuität des Namens war die Kontinuität eines gesonderten Territoriums und Landesbewußtseins erwiesen. Bundeskanzler Leopold Figl sprach 1946 vom Motto »Österreich ohne Ende!«, »unter dem [...] vor 950 Jahren Österreich gegründet worden [ist]«.¹³ Für den katholischen Bildungspolitiker Karl Lugmayer war klar, daß man »von der königlichen Pfalz in Bruchsal aus gesehen, unser Gebiet als einen besonderen Herrschaftsbereich aufgefaßt« habe. Für ihn war auch erwiesen, daß »wir hier in Oesterreich eine tausendjährige Geschichte hinter uns haben« und »Oesterreich für die europäische Welt ein Begriff der Stete, der Dauer« sei.¹⁴

Belege für das hohe Alter und für die Beständigkeit des heutigen Staatswesens, für dessen »organische« und »sinnvolle« Entwicklung, fand auch der Historiker Alphons Lhotsky: »Inmitten des gewaltigen Systems« der habsburgischen Weltmacht des 16. Jahrhunderts seien »die österreichischen Donau-Alpenländer bald wieder ihrem alten Wesen und [ihren alten] Gesetzen« gefolgt, waren es »gesetzmäßige Verhältnisse«, die Österreich »aus allen den wechselnden Bindungen, die es im Verlaufe seiner ereignisreichen Geschichte einzugehen genötigt ward, immer wieder auf sich selbst zurückgeführt haben«; nach so vielen Jahrhunderten sei die Geltung dieser Gesetze auch in der Zukunft zu erwarten.¹⁵ Das territoriale Gebilde der *Domus Austriae*, der habsburgischen Hausmacht zur Zeit Maximilians I. war seiner

Meinung nach ein »durchaus organisch und sinnvoll zustandegekommene[s] Ergebnis der mittelalterlichen Entwicklung«, und sei – durch diesen ihm innewohnenden *Sinn* – in der Republik ähnlich »wiedererstanden«.¹⁶

Der steirische Wirtschaftshistoriker Ferdinand Tremel spürte dem österreichischen »Staatsgedanken« im Mittelalter nach und fand ihn in Bemühungen des letzten Babenbergers Friedrich II. und des Habsburgers Rudolf IV. um völlige Unabhängigkeit ihrer Herrschaft vom römisch-deutschen Reich.¹⁷ Während ihn die frühe Selbständigkeit des Herrschaftsgebietes der Babenberger und die Eigenständigkeit des darin lebenden *Volkes* interessierten, skizzierte der niederösterreichische Landeshistoriker Karl Lechner im gleichen Jahr in einem Vortrag zum Gedenken des Aussterbens der Babenberger vor 700 Jahren »das Werden Österreichs« als »Aufstieg von einem umkämpften, in die Verfassung des Deutschen Reiches nur lose eingebauten Grenzgebiet zu einem für seine Aufgabe im Südosten dieses Reiches besonders befähigten, wohl organisierten Reichs- und Kolonialland, zu einer Mark und endlich zu einem eigenständigen und gleichberechtigten Glied des Reiches [...]; [zu] einem Territorium, das [unter den Habsburgern] ... die Grundlage [...] werden durfte [...] für die Aufgaben [des] Kaisers im Gesamtreich und darüber hinaus im christlichen Abendland.«¹⁸ Wie bereits in den 30er Jahren, so galt noch 1946 Lechners Augenmerk den Verbindungen mit dem Reich, die er gegen die These von einer Sonderentwicklung Österreichs seit dem Hohen Mittelalter betonte. Ihm hatten die alten Verbindungen die Zusammengehörigkeit bestätigt, und das war damals seiner Begeisterung für den Anschluß an Deutschland entgegen gekommen.

Zum *Land* konnte dann *das Volk* mit seiner *Natur* nicht fehlen. Den Worten des Bundespräsidenten zufolge hat »unser Volk ... eine so ausgeprägte und von allen anderen verschiedene Individualität, daß es die Eignung und auch den Anspruch dazu« habe, »sich zur selbständigen Nation zu erklären.«¹⁹ »Illyrische, keltische, romanische und nicht zuletzt slawische Elemente flossen zusammen mit deutschen«, meinte 1946 Tremel, »und ließen ein neues Volk entstehen, das anders war als das des Reichs, ganz besonders anders als das Norddeutschlands, eben das österreichische Volk, dessen Sprache die deutsche wurde, dessen Kultur jedoch zutiefst universell und ganz christlich-abendländisch war, weil sie uralte heimische Ströme mit christlichen, germanischen und antiken Einflüssen verband und mit deutschen, besonders südwestdeutschen und französischen Anregungen zu einer Einheit verschmolz.«²⁰ Nach Friedrich Heer schließlich wird der Österreicher daran erkannt, daß er »prüfend und wägend, verhalten kritisch und Abstand nehmend«, sowie unerhört anpassungsfähig ist und »die Gabe der Hingebung, eine Weichheit« hat, »die sonst oft nur dem Kinde und der Frau eigen« ist.²¹ Mit dieser *Efeminierung* des Österreichers²², die 1946 seine Darstellung als passives, unschuldiges Opfer der ganzen Geschichte stimmig ergänzte, erübrigte es sich wohl, die Österreicherin zu erwähnen.

Dem *Land* und dem *Volk* wurden schließlich von Politikern, Historikern und anderen Denkern ein gleichbleibender Sinn, *ewige Aufgaben* und eine *ewige Sendung* zugeschrieben. Wie die österreichische *Mission* nun aussah, richtete sich danach, was jeweils an der Geschichte für betrachtenswert gehalten wurde. Karl Lechner griff bei seiner Sinnstiftung auf den Bezug Österreichs zum Reich zurück; die ursprüngliche Bedeutung dieser Bezeichnung als östliches Grenzgebiet bestätigte ihm die Erkenntnis. Der Historiker habe, schrieb er im Sinne Leopold von Ranke, nach der »Funktion Österreichs«, seiner »Aufgabe« und »Sendung« in der

jeweiligen Epoche zu fragen, dürfe dann aber auch »ehrfürchtig die Frage stellen: gibt es für alle diese Gestaltungen und Formungen eine gemeinsame Aufgabe, eine Mission? Ehrfürchtig, ja gläubig darf er sie stellen, weil wir in dieser Sendung die Verwirklichung einer Idee Gottes sehen, eine Erfüllung einer von Gott gewollten und gestellten Aufgabe in der Geschichte eben dieses Landes und Volkes. [...] Sie ist uns von Gott zur Pflicht gemacht!« Für das Hohe Mittelalter sei diese Funktion Österreichs klar und eindeutig: »Mark(-Sein, Grenzland-Sein.« Das bedeute nicht nur, »Abwehr, Wall, Bastion« zu sein, sondern auch »Brücke«, wobei Österreich »Sinn und Bedeutung« vom »Ganzen her empfangen« habe, vom Heiligen Römischen Reich, »als dessen Glied dieses babenbergische Österreich geworden ist und gewirkt hat«.²³

1946 war nicht die Zeit, um mit Vorstellungen von der *historischen Sendung Österreichs* in Mitteleuropa zu brechen, obwohl besonders diese Vorstellungen 1938 die Einbindung österreichischer Intellektueller in die nationalsozialistische Herrschaftsideologie ermöglicht hatten. Diese Vorstellungen waren weiterhin im Konstrukt österreichischer Staatsgeschichte zu finden – die 950jährige, *ewige Rolle* Österreichs und der Österreicher blieb damals Kern des nationalen Geschichtsbildes. Nach der Exterritorialisierung des Nationalsozialismus und der Herstellung der Einheit in der Unschuldsgewißheit war es nicht mehr notwendig, die eigenen Perspektiven und Interpretationen kritisch zu reflektieren. Für wichtig wurde jedoch angesehen, einen nationalen Mythos zu propagieren und zu pflegen, aus dem sich im Land ein breiter Konsens ergeben und dessen Bild vom unschuldigen, friedliebenden und völkerverbindenden *wahren Österreicher* auch nach außen getragen werden konnte.

Bereits im 19. und im frühen 20. Jahrhundert brachten es patriotische Deuter der Vergangenheit immer wieder fertig, eine friedliebende Gesinnung der österreichischen Herrscher und der Österreicher zu behaupten und zugleich die kolonisatorischen Aufgaben zu preisen, die sie ihnen zuschrieben. Pathos überspielte den Widerspruch. Von dem Reich und Volk, als dessen östlichster Teil es ausgewiesen wird, habe Österreich die kulturbringende Kolonisation in den barbarischen (Süd-)Osten getragen und auch weiterhin zu tragen, war die Meinung vieler.²⁴ Diese *Sendung* habe sich bereits in der Geburtsstunde Österreichs gezeigt, die für die meisten darüber sinnierenden Österreicher weit vor 996 lag. »Das Jahr 791 ist das Geburtsjahr Österreichs. Der Gründer Österreichs ist Karl der Große.« So bringt der in konservativ-katholischen Kreisen hochgeschätzte Dichter, Publizist und Historiker Richard von Kralik um die Jahrhundertwende diese Meinung auf den Punkt.²⁵ Sie dürfte dazu beigetragen haben, daß 1896 nicht *900 Jahre Ostarrîchi* gefeiert wurde, zumal das neben der Millenniums-Feier der Ungarn (von der christlichsozialen *Reichspost* als »Millenniumsschwindel« bezeichnet²⁶) als unangebrachter Altersrückstand des *kulturbringenden Volkes* aufgefallen wäre.

Zehn Jahre danach, 1906, wurde »Kaiser Karl dem Großen, dem Gründer des Osterreichs, Stifter dieser Kirche«, an der Außenwand der Peterskirche in Wien ein Denkmal gesetzt. Das solle, so in einer Festschrift zur Denkmalsenthüllung, »den universal sieghaften Charakter des Christentums und die auf diese Idee aufgebaute Gründung unseres Reiches zum Bewußtsein bringen. [...] Mit dem Niederringen der Awaren, der Wiederaufrichtung des Christentums und der Errichtung der Mark zum Schutze der Grenzen gegen den Osten, schlug nämlich die Geburtsstunde unseres Kaiserstaates, der sich unter dem Walten der Vorsehung im Schatten des Kreuzes, auf der Basis der Liebe und Gerechtigkeit so herrlich entwickelt hat und die Gewähr seines Bestandes in sich trägt. Austria erit in orbe ultima.«²⁷

Die Gesinnung des Gründers wie die Aufgaben des gegründeten *Landes* und der Geist seines Volkes waren christlich, abendländisch und deutsch. Karl der Große war »selbst ein Bild echt deutscher Gesinnung und Tugend«²⁸. So deutsch (und nicht etwa französisch) wie er, der König der Franken und Römische Kaiser, selbst war, so deutsch waren auch *seine* Marken noch für den katholischen Historiker, patriotischen Österreicher und Verfolgten des Nationalsozialismus Hugo Hantsch – und sie blieben es auch in den Auflagen seiner *Geschichte Österreichs* nach dem Zweiten Weltkrieg.²⁹

Zur Verortung in der fernen Vergangenheit gibt es freilich eine Alternative: die Revolutionsgeschichte, der Bezug zu den eigenen Taten, Identität aus dem zu gewinnen, was man jetzt macht. 1945, als auch das möglich gewesen wäre, wurde die Geburt der Nation in der weiten Ferne gesucht, hat es Österreich schon ewig geben müssen. Die Strategie, die die Regierung bzw. das Unterrichtsministerium zur Verbreitung und Festigung des Staatsbewußtseins einschlug, legt nahe, daß den Österreicherinnen und Österreichern der Blick auf die eigenen Wandlungen und Brüche nicht zugemutet wurde. Umfrageergebnisse seit den 50er Jahren zeigen aber auch, daß in deren *nationalem Bezugssystem* der Staatsvertrag eine zentrale Position einnimmt³⁰, das heißt, daß die nahe Vergangenheit und *eigene Leistung*, der Wiederaufbau nach 1945 und vor allem das Ringen *unserer* Politiker um die staatliche Unabhängigkeit wichtiger Bestandteil der gemeinsamen Geschichte sind.

Doch zurück zur Urkunde. Nicht nur ihre *Geschichte* zeigt, daß die Schlußfolgerungen der Historiker, auch wenn sie durch gute Argumente abgestützt sind, selten Gewißheit und weit häufiger bloß eine mehr oder minder hohe Wahrscheinlichkeit haben. Allerdings sind diese Schlußfolgerungen Voraussetzung, um im Dunkel der Vergangenheit schemenhaft Konturen und Strukturen ausnehmen zu können, und diese suchen und brauchen wir zur beruhigenden Orientierung. Aus den *Trümmern* wird die *Kette*, die sich aus der fernen Vergangenheit in die Gegenwart spannt. Walter Benjamin beschreibt das bestürzte, der Vergangenheit zugewandte Gesicht des *Engels der Geschichte*, der, »wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, [...] eine einzige Katastrophe«³¹ sieht, »die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert.«³¹ Er kann weder eingreifen noch wegsehen. Wir sind offensichtlich die *Glücklicheren*: uns entgeht das meiste, und aus den wenigen Überresten bauen wir – verbindend, wählend und bewertend – die *Geschichte*.

Wir wissen kaum etwas vom Leben der Menschen am Ende des 10. Jahrhunderts³², oder gar von den Sorgen und Freuden der Bauern in diesem Gebiet, das für uns nun einen Namen hat – den wir heute wie selbstverständlich auf den Staat zwischen Bodensee und Neusiedlersee beziehen. Hinweise auf Siedlungskontinuität im Alpenvorland östlich der Enns lassen darauf schließen, daß die Eltern und Großeltern einiger dieser Bauern schon unter der Herrschaft der Magyaren hier gelebt hatten. Andere wurden im dünnbesiedelten Land vermutlich gerne aufgenommen, woher und von welchem *Volksstamm* auch immer sie kamen. Auch die Konklusionen zur Geschichte der Herrschenden (für sie enthält die Urkunde in erster Linie Hinweise) bleiben Mutmaßungen, in die selbstverständlich Denkmuster und Sinnkonstruktionen von heute einfließen. Dienten diese und andere Königsschenkungen gezielt einer Stärkung der königlichen Position und der Bezähmung *separatistischer* Bestrebungen des Markgrafen, indem sie den geistlichen Stiften und den Adeligen Macht gaben? Oder sind das Fragen und Erklärungen, die aus der Suche nach einer langen Existenz des heutigen Staates stammen und sich wiederum aus der Diskussion um die Frage ableiten lassen, ob (Ost-)Österreich sich bereits in der babenbergischen Zeit zu einem besonderen, vom Reich weitgehend

unabhängigen Land entwickelt habe oder immer ein »Glied des Reiches« geblieben sei? Gegen die Annahme, die ersten Babenberger hätten bereits nach einem vom König unabhängigen Machtbereich gestrebt, spricht jedenfalls, daß auch ihre Nachfolger fast ausnahmslos an Macht innerhalb des Reiches und nicht an einer Abtrennung interessiert waren.

Das Streben des Landesfürsten nach Ausbau seiner Alleinherrschaft über ein geschlossenes Territorium (gegen den König sowie gegen den Adel des Gebietes) wird als gleichsam natürliches Begehren und als die dynamische Kraft für die Geschichte des Landes gesucht und angenommen – auch wenn dafür noch keine Spur zu finden ist. Viel mehr scheint dafür zu sprechen, meint neuerdings Max Weltin, daß »das gemeinsame Interesse, die mit der Niederlage [des bayrischen Adelsheeres gegen die Magyaren] von 907 zusammengebrochenen Herrschaftsstrukturen wieder aufzubauen,« Ende des 10. Jahrhunderts so sehr im Vordergrund stand, daß die Babenberger und ihr Landesadel »nirgendwo zu Konkurrenten« wurden.³³ Auf der Suche nach weit zurückliegenden Spuren des Staates und nach einer alten ungebrochenen Tradition werden außerdem Rechtskontinuitäten aus der karolingischen Mark zur babenbergischen angenommen³⁴ und auf diese Weise – auch ohne Beleg – die Lücken eines kontinuierlichen Staatsbildungsprozesses gefüllt.

Wenn sich alles um das weit zurückreichende *Werden* eines abgegrenzten Herrschaftsgebietes dreht, immer auf der Folie des heutigen Staates, wird dieser zum *natürlichen* Ergebnis eines historischen Vorgangs. Die Geschichte des Staates, der – im Willen Gottes angelegt – vor langer, langer Zeit geboren und dennoch ein »wangenroter Jüngling«³⁵ geblieben ist, verspricht Beständigkeit. Wie die persönliche Geschichte, die sich das Individuum zurechtlegt, so wird die nationale Geschichtskonstruktion aus der Sehnsucht nach Kontinuität entworfen, aus dem Bedürfnis, darüber beruhigt zu werden, daß die heutige Gemeinschaft über alle Brüche hinweg und gegen alle Erfahrung historischer Veränderung im Grunde die gleiche geblieben sei. Die Geschichte wird zur Natur – zum Mythos. Zugunsten eines gesellschaftlichen Konsenses verschleiert sie ideologische Differenzen und soziale Ungereimtheiten in der Vergangenheit wie in der Gegenwart.

Die »1000 Jahre Österreich«-Feier kann daran erinnern, wie eine lange, ewig gleichbleibende *Identität* konstruiert wird, wie dabei Brüche überbrückt, dunkle Perioden verschwiegen, heroische Phasen hervorgehoben werden; sie kann daran erinnern, daß diese Konstruktionen mit uns zu tun haben und unserer Entscheidung unterliegen. Was für 1946 im Rückblick als verständliche, vielleicht sogar als klug gewählte Taktik erscheinen mag, nämlich viele übermächtige Probleme besser erst gar nicht zu diskutieren (auch vorerst nicht zu lösen) und damit den Konsens für den Wiederaufbau der Republik herzustellen, muß freilich für 1996 kein gutes Rezept sein.

Anmerkungen

¹ Alphons Lhotsky, Ostarrîchi. Vortrag in der Festsitzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am 21. Oktober 1946. Wien 1947, S. 5. Die Urkunde, die im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München liegt, ist ediert in: Monumenta Germaniae Historica. Die Urkunden Ottos III., hg. v. Theodor Sickel. Hannover 1893. S. 647.

² Die Urkunde Ottos II. für das Bistum Freising, Heiligenstadt, 23. 11. 973, ist ediert in: Monumenta Germaniae Historica. Die Urkunden Ottos II. Hannover 1888. S. 78f.

³ Heinrich Appelt, Zur diplomatischen Beurteilung der Ostarrîchi-Urkunde. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 42 (= Babenberger-Forschungen), 1976, S. 1–8.

⁴ Ediert in: Monumenta Germaniae Historica. Die Urkunden Ottos III., a.a.O., S. 710f.

⁵ Erich Zöllner, Der Österreichbegriff. Formen und Wandlungen in der Geschichte. Wien 1988, S. 10.

⁶ Karl Lechner, Ostarrîchi. In: Neue Ordnung. Monatsschrift für Gesellschaftsfragen 15/2, April 1946, S. 20.

⁷ Dazu im Katalog zur Jubiläumsausstellung in Stift Lilienfeld 1976, als auch tausend Jahre Österreich gefeiert wurden: 1000 Jahre Babenberger in Österreich (= Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums NF 66, Nr. 9). Horn 1976.

⁸ Adam Wandruszka in seiner Einleitung zur Faksimileausgabe der Ostarrîchi-Urkunde (Graz 1981). Ders., Wie die »Ostarrîchi-Gedenkstätte« entstand. In: Ostarrîchi Gedenkstätte Neuhofen/Ybbs. Neuhofen a. d. Ybbs o. J., S. 2.

⁹ So das Veranstaltungsprogramm: 950 Jahre Österreich. Die Veranstaltungen in Wien. 14. September bis 30. Oktober 1946, hg. v. d. Zentralstelle für Kultur und Volksbildung im Bundesministerium für Unterricht. Wien 1946, S. 3.

¹⁰ Rede des Unterrichtsministers in der Pressekonferenz am 19. Juli 1946; im Institut für Zeitgeschichte (Wien), Nachlaß 48 – Felix Hurdes, DO 329 Mappe 955.